

DAVID  
**JACKSON**  
UND  
**BLUTIG**  
STIRBT DIE  
**HOFFNUNG**

The background of the book cover is a dark, textured image of a burning building with orange and yellow flames. In the foreground, there is a close-up of a metal grate with a diamond pattern, showing signs of rust and wear. The title text is overlaid on this image.

# **David Jackson**

# **Und blutig stirbt die Hoffnung**

NATHAN CODYS ZWEITER FALL

---

Ins Deutsche übertragen von Michael Krug

## Über dieses Buch

Der zweite Band der aufregenden Thriller-Serie um den Liverpooler Ermittler DS Nathan Cody: Auf dem Gelände der anglikanischen Kathedrale wird ein brutaler Mord verübt. Das Opfer ist die unschuldigste Person, die man sich vorstellen kann. DS Nathan Cody wird klar, dem Killer reicht es nicht, einfach nur ein Leben zu nehmen, er muss seiner unbändigen Wut freien Lauf lassen. Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt, denn schon bald will der Killer den nächsten Unschuldigen auswählen...

„Erinnert an Harlan Coben, obwohl meiner Meinung nach Jackson der bessere Autor ist.“ — *The Guardian*

# Über den Autor

David Jackson kam erst spät zum Schreiben von Krimis und Thrillern, nachdem er einen Großteil seines Lebens damit verbracht hatte, akademische Arbeiten und Berichte zu verfassen. Nach einigen begrenzten Erfolgen bei Kurzgeschichtenwettbewerben reichte er die ersten Kapitel eines Romans bei der Crime Writers Association für die Debut Dagger Awards ein. Zu Jacksons großer Überraschung kam das Buch nicht nur in die engere Auswahl, sondern erhielt die Auszeichnung *Highly Commended*, was schließlich mehrere Verlage auf ihn aufmerksam machte und zur Veröffentlichung des Thrillers „*PARIAH*“ führte. Seitdem hat der Brite zahlreiche weitere Krimis und Thriller geschrieben, darunter zwei Serien sowie den Bestseller „*Cry Baby*“. Jackson arbeitet in Liverpool an der Universität und lebt mit seiner Frau, zwei Töchtern und einer Kurzhaar-Katze namens Mr. Tumnus auf der Halbinsel Wirral.

<http://davidjacksonbooks.com/>

ATG books  
Band 047

Für die englische Originalausgabe: Copyright © 2017 by  
David Jackson

Titel der Originalausgabe: „Hope to Die“

Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2021 by  
ATG Books, ein Imprint von Audio-To-Go Publishing Ltd.,  
Headford, Irland

Übersetzung: Michael Krug

Lektorat: Ulrike Gerster

Umschlaggestaltung: Audio-To-Go unter Verwendung eines  
Motivs von Tama66 / pixabay  
ISBN 978-3-96519-047-4

Sie finden uns im Internet unter [www.audio-to-go.de](http://www.audio-to-go.de)

*Für Lisa, Bethany und Eden*

# 1

Die Schönheit und Erhabenheit des Orts verstärken seine Angst nur zusätzlich.

Trotz der schlechten Sicht ist das Gebäude vor ihm unverkennbar. Es wirkt, wie aus dem schwarzen Himmel gemeißelt und anschließend mit einem eigenen Licht durchwirkt. Ein Gebäude, das seine Aufmerksamkeit fesselt. Schon oft hat er bezeugt, wie selbst die Gottlosen ehrfürchtig werden, wenn sie sich dem Bau nähern, und sei es nur, weil man sich daneben so unbedeutend fühlt.

Er weiß, dass es sich um einen Ort der Superlative handelt. Es ist die größte anglikanische Kathedrale Europas und die fünftgrößte der Welt. Mit dem lautesten und höchsten Glockengeläut der Welt. Und der größten Orgel des Landes. Sogar eine eigene Wachmannschaft gibt es an diesem Ort.

Aber das sind alles belanglose Nebensächlichkeiten. Was er so überwältigend findet, ist die schiere Spiritualität. Wenn Gott irgendwo weilt, dann hier.

Das Wetter verstärkt dieses Gefühl, in ein mystisches Land versetzt worden zu sein. Es ist später Nachmittag am ersten Samstag im Dezember, doch für manche hat Weihnachten verfrührt Einzug gehalten. Schnee erfüllt die Luft. Riesige, dicke Flocken wirbeln herab, bevor sie den zunehmend dichteren weißen Teppich auf dem Boden ergänzen. Der Schneefall hat eine gespenstische Stille

erschaffen und bewirkt eine beunruhigende Veränderung des Lichts der Umgebung.

*Das ist ein Zeichen, sagt er sich. Eine Warnung. Ich sollte umkehren, sollte sofort von hier verschwinden, solange ich noch kann.*

Aber er geht weiter und beschleunigt die Schritte, um nicht zu weit hinter das plaudernde Paar vor ihm zurückzufallen. Die Nähe der beiden spendet einen gewissen Trost, ein Gefühl von Gruppensicherheit. Doch er weiß, dass es von kurzer Dauer sein wird.

Der Schnee knirscht und schmatzt unter seinen Stiefeln. Er hat die Kapuze seiner Jacke aufgesetzt und die Hände tief in den Taschen vergraben. Trotzdem zittert er. Dennoch weiß er, dass er Schweißperlen auf der Stirn hat. Seine Handflächen fühlen sich klamm an. Seine Atmung geht flach und schnell. Sie scheint nicht genug Sauerstoff in seinen Körper zu befördern. Es fühlt sich an, als könnte er jeden Moment in Ohnmacht fallen oder zumindest auf die Knie sinken und sich auf das makellose Weiß übergeben.

Vor den schwarzen Eisentoren bleibt er stehen. Das geschwätzige Pärchen setzt den Weg zum westlichen Vorbau fort, ohne ihn zu bemerken. Seine Angst steigert sich mit jedem Meter, den sich die beiden von ihm entfernen.

Er blickt hinter sich, späht durch den dichten Schneefall zur Straße.

Er wird verfolgt.

Unwillkürlich wünschte er, es wäre anders. Er wünschte, der dramatische Wetterumschwung hätte genügt, um eine Planänderung zu bewirken. Aber nein. Die Gestalten sind da und steuern auf ihn zu.

Ihm bleibt nicht viel Zeit.

Als er wieder nach vorn schaut, überlegt er, was er tun soll. Sein Blick fällt auf die riesige Statue des auferstandenen Christus, die über dem Eingang der Kathedrale hängt. Gern würde er sich vorstellen, dass sie mit einem beruhigenden, tröstlichen Gesichtsausdruck auf ihn herabblickt. Allerdings wirkt Jesus aus dieser Perspektive eher streng und missbilligend. Als wollte er ihn davor warnen, diese heilige Stätte mit seinen Problemen zu besudeln.

Ihm kommt der Gedanke, dass es schon immer so gewesen ist. Hier wird kein Geleit geboten. Es gibt keine Zeichen von höherer Stelle, die einem den Weg weisen. Er wird ihn selbst finden müssen.

Und er entscheidet sich für den Weg nach links. Der führt ihn durch ein weiteres Tor aus Eisen und nach unten, als würde er geradewegs in die Eingeweide der Stadt verlaufen.

Der Pfad könnte kaum sinnbildlicher für den Tod und das sein, was dahinter liegt. Zu beiden Seiten säumen ihn ausgebleichte, verwitterte Grabsteine. Unzählige reihen sich entlang der hohen Steinmauern aneinander. Ihre Inschriften sprechen liebevoll von den verstorbenen Seelen vergangener Jahrhunderte. Und falls es weiterer Hinweise

auf die frühere Nutzung dieses Geländes bedurfte, befindet sich linker Hand das Oratorium - mittlerweile verlassen und verfallen, aber einst eine prachtvolle Totenkapelle.

Wieder hält er inne. Holt tief Luft. Die eisige Luft brennt in seiner Nase und jagt ihm einen Schauer durch den Körper.

Er geht weiter. Bis er eine Stelle erreicht, die ihn immer frösteln lässt, selbst an hellen, sonnigen Tagen. Es handelt sich um ein winziges, dreieckiges Fleckchen, umschlossen von hohen Grabsteinen. Ein Stein fehlt und ermöglicht den Zugang. Ihn beschleicht die Sorge, dass sich darin eine bösartige, dunkle Kreatur verstecken könnte, die nur darauf wartet, herauszuspringen und ihn anzugreifen.

Er sagt sich selbst, dass er sich nicht fürchten soll, allerdings klingt die innere Stimme hohl. Er hat *allen* Grund, sich davor zu fürchten, was bevorsteht.

Dann erreicht er den Tunnel. Sein Eingang bildet einen schwarzen Schlund im soliden Stein. Er weiß, dass der Durchgang kurz ist und er sich bald auf der anderen Seite befinden wird. Dennoch erfüllt ihn der Anblick mit Furcht. Die Grabsteine setzen sich in den Tunnel hinein fort. Stramm stehen sie da, als warteten sie darauf, ein Urteil über jeden zu fällen, der es wagt, den schmalen Raum zwischen ihnen zu passieren.

Er weiß, dass er weitergehen muss. Ihm bleibt keine andere Wahl.

Er beschleunigt die Schritte, hört ihren Widerhall, als seine Füße den frischen Schnee verlassen und den beengten, gruftartigen Raum aus unnachgiebigem Stein betreten.

Dann hat er den Durchgang passiert und kann wieder atmen, kann die Frische der Schneeflocken spüren, die sich unter seine Kapuze verirren und auf seiner Haut schmelzen.

An der Stelle bleibt er stehen, folgt nicht der gekrümmten Linie der Grabsteine nach rechts durch die St. James' Gardens. Es ist ein kleiner, aber angenehmer Park mit einer eigenen Mineralwasserquelle. In der Mitte steht ein Denkmal für William Huskisson, ehemaliger Abgeordneter für Liverpool. Seine Errungenschaften in dieser Position stehen im Schatten seines zweifelhaften Ruhms als weltweit erstes Todesopfer eines Eisenbahnunglücks. Er wurde von Stephensons Rocket erfasst.

Im Augenblick jedoch brüllt ihm das Gelände seine düstere Vergangenheit als letzte Ruhestätte entgegen. Im Verlauf der Jahrhunderte für rund sechzigtausend Menschen. Er vermeint, ihre Gegenwart zu spüren, als wäre ein Rest ihrer Seelen für immer hier verankert.

Ein Schauer läuft ihm über den Rücken. Und nicht nur wegen der Geister.

Der Moment der Entscheidung ist gekommen. Kampf oder Flucht. Er spürt, wie sich sein Magen verkrampt. Seine Eingeweide ziehen sich krampfartig zusammen. Am

liebsten würde er sich gleichzeitig übergeben und die Hosen vollmachen. Sein Mund fühlt sich staubtrocken an, sein Herz hämmert wild gegen den Brustkorb.

*Ich könnte flüchten, denkt er. Ich könnte durch den Park und zur anderen Seite der Kathedrale rennen. Ich könnte weg sein, bevor sie hier sind. Sie würden es nie erfahren.*

Aber er steht zu lange zögernd da. Sie sind eingetroffen. Er kann sie hören. Also wird er sich seinen Ängsten stellen müssen.

Als er sich umdreht und in den Tunnel zurückkehrt, scheint sein Körper nicht mehr seiner bewussten Kontrolle zu unterstehen. Es kommt sich vor wie ein Passagier in einem Fahrzeug, der sich fragt, wohin es ihn bringen wird.

Dann entdeckt er sie. Ihre Umrisse zeichnen sich vor dem Weiß am anderen Ende des Tunnels ab. Wieder breitet sich Panik in ihm aus. Er senkt den Kopf mit der Kapuze, um sein Gesicht zu verbergen.

*Ich könnte mich vorbeimogeln, denkt er. In dieser Finsternis kann ich nicht erkannt werden. Ich könnte einfach vorbeimarschieren und weitergehen, und niemand würde es merken.*

Und dann scheint ihn das Wissen zu stärken, dass er ein gewisses Maß an Kontrolle über die Situation hat. Als er auf dieselbe Höhe wie die anderen in dem beengten Gang gelangt, ertappt er sich dabei, stehen zu bleiben. Er ertappt sich dabei, ein Wort auszusprechen, das er schon lange nicht mehr von sich gegeben hat.

Es erzielt die gewünschte Wirkung. Er registriert die Verwirrung, die es auslöst. Seine Verfolger werden zu weniger als den von ihm so gefürchteten Dämonen. Zu weniger als dem Ungetüm mit dem Höllenhund. Sie werden zu dem, was sie in Wirklichkeit sind.

Zu einer Frau mittleren Alters mit ihrem kleinen Haushund. Und so schlägt er zu.

Alles geht so schnell, läuft verschwommen ab. Er zieht die Hand aus der Tasche. Seine Finger krümmen sich fest um den schweren Fäustel, als er ihn gegen den Kopf der Frau schwingt. Aber auch sie erweist sich als - unerwartet - schnell. Irgendwie gelingt es ihr, den Unterarm hochzureißen, wodurch sie es ihm vermasselt. Er zertrümmert den Arm, statt ihr den verdamten Schädel einzuschlagen. Und dann schreit sie, vor Schmerzen und um Hilfe. Der Hund läuft bellend davon. Alles scheint den Bach runterzugehen und zwingt ihn, es schnell zu Ende zu bringen, um die Lage noch zu retten. Also holt er zu einem weiteren Schlag gegen die Quelle des Geschreis aus. Diesmal spürt er, wie der Hammer ihren Kiefer trifft. Das Kreischen verstummt abrupt. Allerdings wird es trotzdem nur noch schrecklicher, denn trotz der Dunkelheit kann er sehen, was aus ihr geworden ist. Er kann sehen, dass sie einer zombieähnlichen Kreatur mit schlaff herabhängendem Unterkiefer gleicht. Sie stößt sich von den Grabsteinen hinter ihr ab, als wäre sie gerade aus einem Sarg unter der Erde hervorgekrochen. Der nutzlose Unterkiefer baumelt nur noch, zeigt ihm zerbrochene

Zähne, blutiges Zahnfleisch und Speichelfäden, während sie seltsame klägliche Laute von sich gibt. Und plötzlich herrscht nackte Angst. Für ihn geht es um Leben oder Tod, um töten oder getötet werden. Also überlässt er es seinem Körper, ihn vor dieser Erscheinung zu retten, indem er abermals zuschlägt. Er hört das Knirschen ihres aufbrechenden Schädelns, bevor sie fällt. Sie lebt noch, murmelt sabbernd und geifernd vor sich hin. Er muss wieder und wieder zuschlagen, die Knochen zermalmen und den Kopf unter seinen gerechten Hieben zu Brei zerstampfen.

Als er fertig ist, sein Arm vor Anstrengung schmerzt und seine Lunge um Sauerstoff ringt, lehnt er sich an die Wand und blickt auf sein Werk hinab. Er betrachtet den reglosen Lumpenhaufen, der einst ein lebendes, atmendes Wesen umhüllt hat.

Eine Bewegung fällt ihm ins Auge und erschreckt ihn. Aber sie geht nicht vom Leichnam der Frau aus. Am Eingang des Tunnels hockt eine kleine, dunkle Gestalt und starrt ihn an. In den Augen sammelt sich das spärliche Licht, und sie feuern es in Form von zwei konzentrierten Strahlen auf ihn ab. Gern würde er sich das Geschöpf als winzigen bösartigen Dämon vorstellen, der gerade seinen ahnungslosen, erschlagenen Wirt verlassen hatte. Aber er weiß, dass es nur der Hund ist. Er kauert inmitten der wirbelnden Flocken, wartet geduldig auf sein Frauchen und scheint nicht mitzubekommen, dass ihr Blut den Schnee ringsum dunkel färbt.

Leise lacht er über das Ausmaß seiner Angst. All der vergeudete emotionale Aufruhr. Er hat sich gesagt, er könnte es nicht durchziehen. Hat sich eingeredet, es würde katastrophal schiefgehen. Verzweifelt hat er sich gewünscht, eine höhere Macht würde eingreifen und es verhindern.

Tja, jetzt ist es passiert.

Und ausnahmsweise scheint Gott auf seiner Seite gewesen zu sein.

## 2

Detective Sergeant Nathan Cody zieht den Kragen hoch, als er mit knirschenden Schritten durch den Schnee stapft und das halbe Dutzend Stufen der Kathedrale erklimmt.

Kirchen mag er. Religion weniger. Er ist schon Atheist, so lange er denken kann. Aber manchmal fragt er sich, wie er wohl als Gläubiger reagiert hätte, als ihm und seinem Partner von einem sadistischen Irren Körperteile abgeschnitten wurden. Wäre es ihm gelungen, nach einer solchen Tortur weiter an seinem Glauben festzuhalten? Er bezweifelt es.

Am Kopf der Treppe wiegt DC Neil »Anakonda« Ferguson den Hund des Opfers in den Armen. Irgendein Terrier, vermutet Cody, der kein Experte für die Vierbeiner ist. Er verzieht das Gesicht zu einer Grimasse, als er beobachtet, wie der Hund über Fergusons untere Gesichtshälfte leckt.

»Du solltest das Vieh eintüten und beschriften«, sagt er.

Ferguson reißt sich von dem Hund los. Die Bohnenstange von einem Mann blickt aus beträchtlicher Höhe auf seinen Sergeant herab, obwohl Cody mittlerweile oben an der Treppe angekommen ist.

»Hm?«

»Könnte ein Beweis sein«, meint Cody. »Womöglich kontaminierst du ihn. Er jedenfalls kontaminiert dich

ziemlich heftig.«

Ferguson wendet sich wieder dem Hund zu. »Hör nicht auf ihn. Er ist bloß ein fieser, mürrischer Mann. Du bist eine ganz Liebe, nicht wahr? Ja, das bist du.«

Zur Antwort setzt der Hund - offenbar ein Weibchen - die Zungenwaschung von Fergusons Gesicht fort.

Cody fragt: »Musst du ihn das echt machen lassen? Scheint mir nicht sehr hygienisch zu sein.«

»Um ehrlich zu sein«, erwidert Ferguson, »so nah bin ich Knutschen seit Wochen nicht mehr gekommen. Ich muss nehmen, was ich kriegen kann.«

Wieder verzieht Cody angewidert das Gesicht. »Du bist verkommen.«

Ferguson stellt die Hündin auf den Boden, hält sie aber an der Leine fest. Das Tier hockt sich hin und schaut mit großen braunen Augen zu ihm auf.

»Du musst zugeben, dass sie süß ist, oder?«

»Ich bin eher ein Katzenmensch«, sagt Cody.

»Wirklich? Hätte ich nie vermutet.«

Cody wittert darin eine versteckte Beleidigung, lässt es aber auf sich beruhen. Er stellt sich neben Ferguson. Zusammen betrachten sie von hier oben aus den Westeingang.

»Allmählich beschleicht mich Weihnachtsstimmung«, verrät Ferguson. »Der Schnee, die Kathedrale, die alten Straßenlaternen da drüben, die georgianischen Gebäude ...«

Cody fügt hinzu: »Die Polizeiautos, die Blaulichter, die uniformierten Beamten, die Spezialisten von der Spurensicherung in ihren weißen Anzügen ... Ach ja, und die Frau mit dem eingeschlagenen Schädel.«

»Stimmungskiller«, wirft Ferguson ihm vor. »Du würdest einen tollen Grinch abgeben.« Kurz verstummt er, bevor er fragt: »Hast du sie schon angeguckt?«

»Ja. Kein schöner Anblick. Da wollte jemand ganz sichergehen, dass es mit ein paar Paracetamol nicht getan ist. Echt heftig.«

Ferguson deutet mit dem Kinn auf das rege Treiben unten. »Haben sie schon irgendwas Interessantes entdeckt?«

»Nee. Bin mir auch nicht sicher, ob sie damit noch Glück haben werden. Zu viel Kommen und Gehen. Das Opfer wurde von einem anderen Hundespaziergänger gefunden. Dann sind ein paar Leute aus der Kirche hinübergetrabi, um zu gaffen. Die Kirchenwächter waren dort, dazu ein paar Sanitäter ... Und zum Tatort führt nur ein einziger, schmaler Weg. Wäre schon ein Wunder, wenn sie dort irgendwas an brauchbarem Beweismaterial finden.«

»Tja, wenn du Wunder willst, ist das der richtige Ort dafür. Apropos kleine Wunder: Was hältst du davon, dass Wibbly zurückkommt?«

Cody wirft Ferguson einen Blick zu. »Webley? Wann?«

»Morgen, hab ich gehört. Gerade rechtzeitig, um bei dem Fall mitzumischen. Soll das heißen, du hast es nicht

gewusst?«

Cody schüttelt den Kopf. Er lässt den Blick wieder über die Stadt wandern, kann aber jetzt nur noch an DC Megan Webley denken.

Ferguson meldet sich noch mal zu Wort. »Ich dachte, du wüsstest mehr darüber als ich. Seid ihr nicht mehr in Verbindung?«

»In letzter Zeit nicht«, antwortet Cody. Was nicht ganz aufrichtig ist, denkt er. In Wirklichkeit hat er sie überhaupt kaum gesehen, seit sie ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Jetzt kommt sie zurück, und er wird sich damit auseinandersetzen müssen.

Ferguson räuspert sich vor seinen nächsten Worten.

»Du, äh, hast mir nie die ganze Geschichte davon erzählt, was auf dem Dach passiert ist.«

Für Cody scheint es mittlerweile eine Ewigkeit zurückzuliegen. Es kommt ihm unwirklich vor. Um ein Haar hätte er sein Leben geopfert, um ihres zu retten. Sie wiederum hätte fast ihr Leben aufgegeben, um seines zu retten. Und all das, nachdem Cody ihr Dinge von sich preisgegeben hat, die er davor noch nie jemandem erzählt hatte. Es hätte einer dieser Bilderbuchmomente werden sollen, ein Happy End, bei dem sie mit dieser starken Bindung zwischen ihnen in den Sonnenuntergang segeln, um den Rest ihrer Tage zusammen zu verbringen. Aber so ist das Leben nun mal nicht. Es ist komplex, düster und von äußeren Kräften beeinflusst, die sich einen Dreck um märchenhafte Enden scheren.

»Da gibt's nichts zu erzählen«, sagt Cody, obwohl er weiß, dass er Ferguson damit nicht überzeugt.

Zwei Männer kommen auf sie zu. Einer ist ein uniformierter Polizist. Der andere ist ein übergewichtiger Mann mit beginnender Glatze in einer Warnweste.

Der Polizist sagt: »Das ist der Domwächter, der als Erster zum Tatort gerufen wurde.«

Ferguson reagiert am schnellsten. Er winkt den Mann die Stufen herauf wie ein König, der einem Untertan erlaubt, sich dem Thron zu nähern.

Als der Mann oben ankommt, wirft er einen Blick auf den Hund, dann streckt er Ferguson die Hand entgegen.

»Sie müssen Sergeant Cody sein. Ich bin Al Glover.«

Ferguson nimmt den Händedruck zwar an, deutet mit dem Kopf aber wenig subtil in Codys Richtung.

»Tut mir leid«, entschuldigt sich Glover und schwenkt den Blick auf Cody. »Keine Ahnung, wie ich darauf gekommen bin.«

Cody weiß es. Zum Teil hat es mit der Größe zu tun. Aus irgendeinem seltsamen Grund scheinen die Leute immer die Größe mit dem Rang gleichzusetzen. Aber der Hauptgrund ist Codys so jungenhaftes Gesicht. Er sieht aus, als könnte er Universitätsstudent sein - nicht wie ein erfahrener Detective Sergeant im Major Incident Team.

»Kein Problem«, sagt Cody. Er ergreift die Hand des Mannes. Trotz der eisigen Kälte fühlt sie sich klamm an. Im Atem des Domwächters liegt ein Hauch von Alkohol. Cody vermutet, dass er sich einen Schluck Rum oder Scotch

genehmigt hat, um die Nerven nach der Aufregung der Nacht zu beruhigen.

»Ich nehme an, ihr habt ständig mit so was zu tun«, sagt Glover.

»Recht oft«, bestätigt Cody.

»Klar. Gehört zum Job, richtig? Den meisten Leuten ist gar nicht klar, was wir leisten und aushalten müssen.«

»Stimmt.« Innerlich lächelt Cody darüber, wie Glover unverhofft von »ihr« zu »wir« wechselt.

»Genau. Und es treiben sich schon auch richtige Spinner hier herum.«

»Spinner? Hatten Sie hier kürzlich welche?«

»Oh, wir kriegen sie alle ab. Säufer, Junkies, Obdachlose - na ja, Sie wissen, wovon ich rede, nicht wahr? Unsere Jobs sind ja in vielerlei Hinsicht ähnlich.«

»Aber irgendeine bestimmte Person? Jemand, der mit dem Mord von heute Nacht etwas zu tun haben könnte?«

»Na ja ... speziell? Nein, niemand Bestimmtes. Aber wir haben sie hier wirklich alle. Jede Sorte.«

»Ich sage Ihnen was«, erwidert Cody. »Warum stellen Sie nicht eine Liste für uns zusammen? Junkies aus der Gegend, regelmäßige Störenfriede - so was in der Art. Könnte ja sein, dass einer davon heute Nacht hier war.«

»Gern«, sagt Glover. »In die Richtung hab ich auch schon überlegt. Ich kümmere mich sofort darum.«

Er kramt in der Tasche und holt ein Päckchen Zigaretten heraus.

»Möchte jemand eine?«

Ferguson schüttelt den Kopf. »Nein, danke«, lehnt auch Cody ab. Er beobachtet, wie sich Glover die Zigarette mit zitternden Fingern an den Mund hebt und sie anzündet.

»Schildern Sie mir, was heute Nacht hier passiert ist«, fordert Cody ihn auf.

»Ja. Okay. Angefangen hat es für mich damit, dass ein Kerl an die Tür der Hütte geklopft hat.« Er zeigt nach links zu einem kleinen Gebäude, in dem früher die alte Domwache untergebracht war.

»Er hat gesagt, man hätte unten auf dem Pfad eine Frau gefunden. Und sie wäre wohl schwer verletzt. Vielleicht sogar tot.«

»Wissen Sie, wer der Mann war?«

»Nein, aber er hat schon mit einem Ihrer Leute gesprochen. Kam mir nicht wie ein Verdächtiger vor. Nach einer Weile in dem Beruf entwickelt man einen Riecher dafür, nicht wahr?«

»Hat er die Leiche entdeckt?«

»Nein. Das war ein viel älterer Typ. Er wird auch gerade befragt. Ich hab dafür gesorgt, dass er in der Nähe bleibt. Das war eigentlich eher gesunder Menschenverstand. Einige der jüngeren Burschen würden von selbst nicht ...«

»Okay, man hat Ihnen also mitgeteilt, dass eine Frau verletzt ist. Was haben Sie als Nächstes gemacht?«

»Na ja, ich bin hingegangen, versteht sich. Hab mir meine Taschenlampe geschnappt und nachgeschaut. Wir sind für den Umgang mit Situationen jeder Art geschult.

Auch wenn der Dom ein Ort der Andacht ist, Sie wären überrascht, was hier manchmal vor sich geht.«

»Glaub ich gern. Sie gehen also zu der Frau und ...«

»Und da liegt sie. Überall Blut. Ihr Kopf ... Haben Sie ihn gesehen? Übel zugerichtet. Offensichtlich tot.«

»Offensichtlich?«

»Ja. Ich meine, ich hab die Vitalfunktionen überprüft. Natürlich hab ich das. So wollen es die Vorschriften, nicht wahr? Aber sie war schon tot. Hat man gemerkt, in dem man sie nur angesehen hat. Niemand könnte das überleben.«

»Haben Sie die Frau erkannt?«

»Zuerst nicht. So, wie sie aussieht, bin ich mir nicht mal sicher, ob ihre eigene Mutter sie erkennen würde. Aber ich hab geistesgegenwärtig erkannt, wer sie ist.«

»Wie sind Sie darauf gekommen?«

Glover deutet auf die Hündin. »Durch sie. Hat ein paar Meter entfernt gesessen und gewartet. Und ihr war kalt, sie hat gezittert.«

»Sie haben diese Frau schon mit dem Hund Gassi gehen gesehen?«

»Jeden Morgen und jeden Abend, ausnahmslos. Bei Sonne, Regen oder Schnee. Wissen Sie, ich halte die Augen offen. In unserer Branche zahlt sich Wachsamkeit aus, richtig?«

»Haben Sie je mit ihr gesprochen?«

»Ein paar Mal. Aber nur ge Grüsst, vielleicht ein paar Worte über das Wetter verloren und so. Wie sie heißt, weiß

ich nicht.«

»Und wo sie gewohnt hat?«

»Bin mir nicht sicher. Ich habe sie immer die Duke Street entlangkommen gesehen, aber das war's auch schon.«

»Haben Sie je irgendjemand anderen mit ihr reden gesehen?«

»Nicht, dass ich mich erinnern könnte. Ich hatte den Eindruck, sie war eher eine Eigenbrötlerin. Hat sogar immer allein den Gottesdienst besucht.«

»Den Gottesdienst? In der Kathedrale?«

»Ja. Ich glaube, sie war oft da drin. Also, nicht, dass ich nach ihr gesucht hätte oder so, aber ich habe sie oft beim Reingehen oder Rausgehen beobachtet.«

Cody sieht Ferguson an, dann wendet er sich wieder Glover zu. »Danke, Mr. Glover. Bitte stellen Sie diese Liste für mich zusammen, ja? Und noch etwas - Sie haben hier doch Videoüberwachung, richtig?«

Glover nickt. »Innen und außen.«

»Gut. Kramen Sie mir bitte alles an Aufzeichnungen heraus, was Sie haben, ja? Ich schicke jemanden vorbei, der sie abholt.«

»Bin Ihnen einen Schritt voraus. Steht schon auf meiner Erledigungsliste. Wenig überraschend, würde ich sagen. Wenn man bedenkt, wie ähnlich unsere Jobs sind, meine ich.«

»Genau das dachte ich mir auch, Mr. Glover. Gute Arbeit.«

Lächelnd nickt Glover. Dann steigt er mit unsicheren Schritten die Treppe hinunter und kehrt zu seiner Hütte zurück.

»Genießen Sie beide die Aussicht?«

Die dröhnende Stimme von hinten lässt beide Ermittler zusammenzucken. Als sie sich umdrehen, haben sie die große, imposante Gestalt von Detective Chief Inspector Blunt vor sich. Cody vermutet eher, dass sie durch eine der Türen der Kathedrale herausgekommen ist, statt aus dem Nichts aufgetaucht zu sein. Obwohl er ihr grundsätzlich alles zutraut.

»Wir haben gerade die Befragung eines Domwächters beendet, Ma'am«, sagt er.

»Ich verstehe. Und hat er Ihnen etwas Nützliches erzählt?«

Cody gibt ihr eine Zusammenfassung und beobachtet, wie Blunt die Informationen verdaut. Er mag seine Vorgesetzte trotz ihrer einschüchternden Aspekte. Und er weiß, dass sie ihn auch mag. Nicht auf eine schräge sexuelle Weise - Cody empfindet ihre Haltung eher als die einer Glucke, obwohl er keine Ahnung hat, wodurch er diese besondere Aufmerksamkeit verdient.

»Interessant«, befindet Blunt. »Vielleicht ist die Frau in etwas hineingeplatzt, das sie nicht sehen sollte. Zum Beispiel bei einem Drogendeal. Andererseits: Wenn sie jeden Abend zur gleichen Zeit den gleichen Weg genommen hat, dann hätte jeder, der sie gekannt hat, ihr einfach auflauern können.«

»Was bedeuten würde, dass es geplant war«, sagt Cody.

»Wäre möglich. Falls es so gewesen ist, muss sie jemand richtig gehasst haben. Sie haben die Leiche gesehen. In dem Angriff hat eine Menge aufgestauter Aggression gesteckt. Mehr darüber zu erfahren, wie diese Frau war, könnte uns Hinweise darauf liefern, wer eine solche Abneigung gegen sie gehabt haben könnte. Und lassen Sie sich nicht davon beirren, dass sie eine brave Kirchgängerin war. Das sind manchmal die Schlimmsten.«

Blunt scheint den Terrier zum ersten Mal zu bemerken. Sie bückt sich und starrt das Tier an. Die Hündin legt den Kopf schief und starrt verwirrt zurück. Ferguson sieht Cody an, der mit den Schultern zuckt.

»Hm«, brummt Blunt und richtet sich wieder auf. Zu ihren Ermittlern sagt sie: »Worauf warten Sie noch? Finden Sie den Namen und die Adresse des Opfers heraus, gehen Sie dorthin und bringen Sie in Erfahrung, wie die Frau getickt hat.«

Ferguson meldet sich zu Wort: »Äh, ich bin mir nicht sicher, wie wir das im Moment anstellen sollen, Ma'am. Die Spurensicherung hat an der Leiche noch nichts gefunden, womit man sie identifizieren könnte.«

»Na schön, dann fragen Sie die Hündin.«

Ferguson wirft erneut einen Blick zu Cody, bevor er antwortet. »Ma'am?«

»Die Hündin, Neil. Sie ist eine Kronzeugin. Sie hat alles gesehen, was heute Nacht mit ihrem noch lebenden

Frauchen passiert ist, um Himmels willen. Glauben Sie nicht, dass sie uns helfen will, den grausamen Täter zu finden?«

Ferguson öffnet den Mund, aber ihm fehlen die Worte. Sogar Cody geht durch den Kopf, dass die Kälte wohl ihre Gehirnzellen eingefroren hat.

»Verdammter, Neil«, fährt sie fort. »Und Sie schimpfen sich Ermittler? Seit wir hier sind, sehe ich Sie ständig mit dem Tier im Schlepptau. Sehen Sie es sich noch mal an. Diesmal richtig. Dann werden Sie feststellen, dass der Hund ein Halsband trägt. An dem Halsband ist ein Anhänger. Auf dem Anhänger stehen der Name ›Trudy‹ und eine Telefonnummer, vermutlich die der Besitzerin. Können Sie mir jetzt folgen?«

»Ah«, macht Ferguson, als er kapiert. »Verstehe. Geben mir eine Minute.«

Verlegen zieht er sich in die Schatten zurück. Dort kramt er sein Funkgerät, ein Notizbuch und einen Stift heraus. Cody schaut ihm nach und überlegt bereits, wie er den Kollegen später damit verarschen wird.

»Was grinsen Sie so?«, fragt Blunt.

Cody setzt eine angemessen ernste Miene auf.  
»Nichts, Ma'am.«

»Hm. Ich vermute, Sie haben die Neuigkeit schon gehört, richtig?«

»Neuigkeit?«

»DC Webley kommt morgen zu uns zurück. Gesund und munter.«

Cody wünschte, die Leute würden nicht den Drang verspüren, ihm diese spezielle Information mitzuteilen. Es ist, als wolle man ihn auf die Probe stellen. Als würde man ihn mit einer Nadel piksen, um zu sehen, wie er reagiert.

»Spitze«, sagt er. »Wird schön, sie wieder im Team zu haben.«

»Versauen Sie es nicht, Cody.«

Der Rat überrascht ihn.

»Ma'am?«

»Sie ist eine vielversprechende junge Ermittlerin mit einem Herz aus Gold. Sie will nur weiter ihrer Arbeit nachgehen. Sie hingegen neigen dazu, alles komplizierter zu machen, als es sein muss.«

»Ich habe keine Ahnung, was ...«

»Gut. Belassen Sie es dabei.«

Cody weiß nicht recht, was er dazu noch beisteuern könnte. Er ist froh, als Ferguson zurückkommt und triumphierend mit einem Zettel wedelt.

»Hab's«, meldet Ferguson. »Die Nummer ist auf eine gewisse Mary Cowper registriert. Sie wohnt in der Duke Street.«

»Schon erstaunlich, was wir von primitiveren Lebensformen alles erfahren können.« Blunt betont es so, dass sich Cody nicht sicher ist, ob sie den Hund oder seinen Kollegen meint. »Lassen Sie sich von mir nicht aufhalten.«

Cody und Ferguson steigen die Treppe hinunter zurück in den Schnee. Cody spürt kalte Flocken im Genick. Er

zieht den Kragen wieder hoch. Als sie sich den Toren nähern, wendet er sich an Ferguson.

»Äh, weißt du, wir sind keine Hundestaffel. Du musst dich von dem Vieh trennen.«

Ferguson wirft ihm einen empörten Blick zu. »Sie ist kein *Vieh*. Sie ist Trudy. Und sie hat uns gerade unsere erste Spur verschafft.«

»So oder so, du musst sie hierlassen. Mit dem Köter geh ich nicht die Duke Street runter. Sonst hält man uns für ein waschechtes Paar.«

Ferguson runzelt die Stirn und seufzt. Aber er fügt sich, geht zu einem uniformierten Beamten und drückt dem verwirrten Mann die Leine in die Hand.

»Hier. Und nur, damit das klar ist: Sie ist kein Weihnachtsgeschenk.«

# 3

Der Fußmarsch zu Mary Cowpers Wohnung dauert keine fünf Minuten. Unterwegs kreuzen sie das Ende der Rodney Street, in der Codys eigene Wohnung liegt. Ihm kommt der Gedanke, dass Mary ihm ohne Weiteres über den Weg gelaufen sein könnte. Er geht in dieser Gegend oft joggen, manchmal auch im St. James' Park. Vielleicht hat er sogar mal mit einem »Hallo« oder »Guten Morgen« gegrüßt, ohne zu ahnen, dass sie mal als Opfer einer Fallakte auf seinem Schreibtisch landen könnte.

Es schneit immer noch heftig. Der riesige Prunkbogen am Eingang zum ältesten chinesischen Viertel Europas zeichnet sich nur als dunkle, unscheinbare Kontur durch den beweglichen weißen Schleier ab. Cody ist froh, als sie das umgebaute georgianische Gebäude erreichen, in dem die Frau bis vor wenigen Stunden gewohnt hat. Er läutet die Klingel für Wohnung 1. Niemand antwortet. Cody drückt die Taste erneut.

»Versuch's woanders«, schlägt Ferguson vor.

Cody sieht ihn an. »Darauf wär ich nie gekommen. Ich wollte einfach wieder gehen.«

Kräftig drückt er auf den Klingelknopf für Wohnung 2. *Ich muss da rein, geht ihm durch den Kopf. Irgendwohin, wo's warm und trocken ist.*

Fast sofort meldet sich jemand über die Gegensprechanlage: »Hallo?«